

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1927

249 (26.10.1927) Die Mußestunde

Eine Wunderuhr. Im britischen Museum befindet sich eine wunderbar in drei Epochen aufgeführte Uhr des Meisters Isaac Habrecht, der 1589 diese in Straßburg erbaute.

Mittel gegen Insektenflöhe. Insektenflöhe bedecken eine Injektion von Giftstoffen unter unsere Haut. Das Gift der Mosquitos, Stechmücken ist säurehaltig und zu einer Neutralisierung benutzt man am besten alkalische Mittel.

Literatur

Das Rästel von Konnersreuth ist heute in aller Munde, und nicht nur die Wissenschaft, sondern weltliche Kreise des Volkes zerbrechen sich den Kopf über die Ursache dieser seltsamen Phänomene.

Ein jüdisches Konversations-Wörterbuch. Nach achtjähriger vorbereitender Arbeit gelangt jetzt im Jüdischen Verlag, Berlin die erste jüdische Enzyklopädie in deutscher Sprache zur Ausgabe.

Ministeriales Jahrbuch 1927 der Gemeinde Weindöblich. Auch das diesjährige Jahrbuch der jüdischen Gemeinde Weindöblich ist technisch und inhaltlich so gediegen ausgefallen, daß dessen Aufzählung empfohlen werden kann.

Zur Reform der Antiepileptik von Prof. Dr. Max Uhl, vorm. 1. Stabsarzt der Abteilung der Kaufmannschaft und Kurator der Handelshochschule. Preis 2 M. (Berlin, Carl Heymanns Verlag).

Dr. C. Fränkel: Betriebsräte und Arbeitsgerichtsbarkeit. Umfang 34 Seiten. Taschenformat. Preis kartoniert 0,40 M. — Leubolds Verlagsbuchhandlung G.m.b.H., Berlin W. 31.

Käselecke



Wo ist der Verwalter? — Wo denn?

Wechsel-Mästel

Mit „R“ hängt es an Baum und Strauch, Mit „R“ gibt es mein Söhnlein mir, Mit „R“ entsetzt ich aus dem Rauch, Mit „Sch“ gilt's manchem Tier.

Käseleckenlösungen

Käselecken In der Nacht

Es schlafen soll die Meinen In Frieden um mich her, Ich aber möchte weinen, Weht mir das Herz so schwer, Ich hab' an Gottes Reue Und meine Schuld gedacht, Nun machst du mit die Reue In einjam stiller Nacht.

Käselecke

Er — eibe — u.

Wichtige Lösungen lauten ein: Karl Werner, Friedrich Nitsch, Karlsruhe.

Witz und Humor

Geschäftslustig. „Kanu, was bedeutet das? Anstatt das Kanuier zu stimmen, fühlen Sie meine Tochter?“ — „Entschuldigen Sie, aber die... die war auch verstimmt.“ (Walter Jacob)

Angst. Zwei Freunde betreten ein Kaffeehaus. Der eine sagt: „Ich bin ein wenig besorgt, daß ich meine Schirm unter dem Sofa...“

Am Dusek. An einem Laternenstahl hat sich ein ziemlich bescheidener Nachtschwärmer angeklammert und fixiert den Mond mit seinen Augen an.

Klassifizierung. Das Bier und die Zigarette sind beide Marke „Nordpol“. Keine Blume zu sehen und keine zu riechen.

Aus Kalan. Reisekonkel: „Gibt Ihre Uhr nach der Bahn?“ — Hotelier: „Die Uhr nicht, aber mein Friedhof!“

Zeitlicher Grund. „Ich verstehe nicht, warum sich die Gäste beschwerten“, sagte der Restaurantier. „Die Suppe ist doch sehr gut.“

Die Anstalt. Frau Supernumerar Kraft hatte ein Mädchen vom Lande, die bisweilen für die gesellschaftliche Stellung Krafts blamable Dinge auf Grund ihrer Dämlichkeit vom Stapel ließ.

Frau Supernumerar nahm sie sich in der Küche vor: „Tausendmal hab ich dir gesagt, du sollst solche Dinge durch die Blume lassen!“

„Dab ich ja,“ sagte das Mädchen und wies auf die Geranie. Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Die Mußestunde zur Unterhaltung und Belehrung

43. Woche / 47. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 26. Oktober 1927

Welt im Herbst

Hermann Hillbrunner

Dang lag und breit der Julikaus der Straße, Schweißgebrandt in Sommerkammern... Die heizt zum Berg uns hob der Uebermache Führt nebelhaft uns leicht zu fernem Höhen.

Romm sah uns folgen ihren grauen Schleißen Bis zu den Häusern mit den Nebenlauben, Bis zu dem Weinberg mit den blauen Trauben, Bis in die Hofstatt, wo die Früchte reifen.

Daß küble Luft uns schloßen, die entflaube, Und tief uns atmen und die Schritte hemmen: Wo es nach Wäldern, Gras und Moos von Stämmen Und reifen Fallobst riecht und leuchtendem Raube.

Mit besonderer Erlaubnis des Verlags Orell Fuesli Zürich, dem Almanach des Berges für das Jahr 1927 entnommen.)

Burg Wolfartsweier

Von Albert Hausenstein, München

Die ersten Buruanlagen auf deutschem Boden knüpfen bekanntlich an die aus der Römerzeit herrührenden Kastelle an. Auch bei Wolfartsweier erregt der angebliche Turmrest eines solchen auf dem äußersten Vorsprung des sog. „Matthäusbergs“, von dem aus man eine weitausschauende Fernsicht, besonders auch auf Karlsruhe, genießt, etwa 90 Meter über dem Dorfe und ungefähr 400 Meter östlich davon den Himmel.

Die Trümmer an sich sind freilich ziemlich dürftig. Darunter läßt sich unter den Brombeeren und Himbeersträuchern noch die Grundmauer eines Turmes erkennen. Auch der am Fuße desselben hinziehende Zwinger oder Wehgang ist noch bemerkbar.

denn alles Fabulieren und Phantasieren von den alten Rittersn von Gleichen, die hier lebhaft gewesen sein sollen, ist nur müßiges Gerede.

Kurz und gut: die Ueberreste einer Burg sind bei Wolfartsweier zum mindesten verbürgt. Es fragt sich jetzt nur, in welcher Zeit das Schloß, auf dessen Trümmern wir heute stehen, erbaut ward, wenn es sein Dasein verdankt und wer es bemohnt hat.

Roch heute erinnert ein Flurname auf der Gemarkung Wolfartsweier „im Weichenhof“ an das adlige Geschlecht, das vor langen, langen Jahrhunderten droben auf der Burg Wolfartsweier hauste, an die Familie von Waldeck, deren heute gleichfalls in Ruinen liegende Stammburg beim Teinacher Bahnhof auf einem von der Ragold umflossenen Bergvorsprung stand.

Der erste Ritter Gleiche, von dem wir hören, wird in einer Urkunde vom 26. März 1300 erwähnt, worin es heißt: „Die Brüder Heinrich und Otto, Grafen von Zweibrücken, erklären feierlich, daß sie ihren Hof zu Singersheim (vielleicht Singersheim auf der Alpe im Oberamt Mühlingen?), den einst... genannt Gleiche von ihnen zu Lehen hatte und den einst, genannt Wippeler, diesem im Einverständnis mit den Grafen abkaufte, eben diesem Albert zu eigen gegeben haben.“

Unter'm 5. April 1338 weist der Edelknecht Gerlach von Dürrenz die Morgengabe seiner Frau Adelheid, einer Tochter des Ritters Gerlach Gleich, auf seinen Lehenhof zu Stettfeld. Die hierüber ausgefertigte Urkunde hebt also an: „Ich Gerlach von Dürrenz ein edelknecht verliehe und belehne öffentlich an diesem Briefe, das ich mit verdachtem mute myner Lieben wirtinnen from Alheit, hern Gerlachs Gleichs lehen hochter und lohtas, Solter gewichts, an einer vierzig marc silbers luters und lotias, Solter gewichts, off mynen hofe, der da gelegen ist in dem dorfe und in der marke zu Stettfeld...“

Weiteren Aufschluß über die bei Wolfartsweier besitzten und zweifellos auf der Burg daselbst anässigen Herren von Gleiche gibt uns eine Lichtentaler Klosterurkunde vom 9. März 1344. Der Edelknecht Gerlach Gleich und Guta, seine Ehefrau, verkaufen besagtem Kloster von ihrem Anteil an ihrem Hof, „der da gelegen ist am Die (Das) und man in nennet des Weichenhof“, 5 Viertel Kornmaß. Der betreffende, sehr gut erhaltene Kaufbrief trägt zwei runde Siegel, von denen das eine einen dreieckigen Schild mit zwei gekreuzten Rechen, dem Wappenschilder der Edlen von Gleiche, welches bekanntlich auch die Grabsteinplatte in der Dorfkirche zu Wolfartsweier aufweist, trägt.

In einer weiteren Lichtentaler Urkunde vom 17. April 1360 ist die Rede von einem Ottomar Gleich ein edel knecht, der in genanntem Jahre dem Lichtentaler Kloster um 20 Pfund Straßburger Pfennige 10 Maßer Roggenmaß von seinem „Weichenhof“ in Das verkauft, die jährl. an die Lichtentaler Nonnen Adelheid und Emmelin Kornmaß, nach deren Tod aber an den Konventualen abeliefert werden soll, jedoch mit 20 Pfund wiederabgelöst werden kann.

Der nämlige Gerlach, genannt Bleiche, „ein edelmecht, gesehen u. Rubel dem Nieren, und Gute im elichu wirkin“, von denen die Urkunde von 1344 handelt, begannen uns wiederum in einer eigentlicher Urkunde vom 31. Juli 1360. Hier verkaufen der Weibsin Varns und dem Konvent zu Niphenthal ein Zuckart lader um 3 Pfund weniger 5 Schillinge Strasburger Pfennige und ersetzten auf sämtliche Rechtsansprüche, insbesondere Güte auf die Brüder, da der Aker zu ihrem Beibringen gehört. Gesetzt ist dieses Schreiben genau wie die oben besprochene Urkunde vom März 1344. Der Joger, „Weichsel“ bei Dos aber erscheint letztmals 1362 urkundlich.

Und zum dritten und letzten Mal hören wir von Herrn Gerlach von Bleich und seiner Gattin Guta, wie sie am 2. Juni 1376 den Pfälzlichen Klosterfrauen Adelheid von Nischenberg, Adelheid, Elise und Walburg, ihres Bruders Löhren, 5 Zuckart laders zu retem Eigentum für sich und ihre abwesenden Söhne Johann und Rudolf veräußern. Johann war übrigens ein „pöaffe“, gehörte also dem geistlichen Stande an. Der Bruder dieses vielgenannten Pfälzischen Gerlach von Bleich war Obrecht von Bach, der um dieselbe Zeit urkundlich vorkommt. Auch die Herren von Bach waren zu Bühl ansässig und dürften wohl mit dem elsässischen Geschlecht derer von Bach verwandt sein. Die betreffende, ebenfalls aus dem Jahre 1376 stammende Urkunde aber beginnt mit den Worten: „Ich Obrecht von Bach erkenne mich, das ich durch bele willen des obenannten vertoufers, Gerlach Bleichen, muns Bruders, und inder busrowen zu ewiger gesunne bis vorgenannten Loufes man innerlich gedenket haben an diesen briff.“ Auch dieses Schreiben trägt das uns wohlbekannte akzentuete Rechenpaar als Siegel und die Umschrift: „S. GERLACH. DCL. BLEICHER“ (= Siegel des Gerlach von Bleich).

Zum letzten Male im 14. Jahrhundert finden wir in einer Ettlinger Urkunde vom 20. Juli 1388 unter einer ganzen langen Reihe von Ritters und Adligen, die den Reichsfürsten des Schwäbischen Bundes waren Herrn, des Markgrafen Rudolf VII., überlassen, einen Dietrich Bleich, und mit dem in einer Urkunde vom 5. Dezember 1428 als Siegel in einem Widerstandsbriege des Kraft von Dürrenz und Berthold von Riet an Strasburg auftretenden Friedrich Bleiche von Walded verschwindet dieses Geschlecht in der Geschichte. Es ist übrigens ganz gut möglich, daß dieser letztgenannte Friedrich Bleiche von Walded ein Verwandter, vielleicht sogar ein Sohn, jenes Ritters Ludwig Bleiche von Walded ist, der, wie seine Grabinschrift in der Kirche zu Wolfartsweiler bezeugt, drei Tage vor Maria Himmels im Jahre des Herrn 1419 selig im Herrn entschlafen ist. Man darf sogar annehmen, daß dieser Ritter Ludwig von Bleich als Leibarzt auf Burg Wolfartsweiler gebaut hat und daß nach seinem Ableben dieselbe, allmählich zerfallen ist, wenn nicht der Bauernkrieg das Schloß in Schutt und Asche verwandelt hat. Allein darüber scheidet die Geschichte.

Als ich das letzte Mal Wolfartsweiler und seine Burg besuchte, lag in der Nähe der Schlossbergstraße, zur Seite des rautenförmigen Gebirgsbaches, zu der Trimmerlücke emporsteig, braunen graue, feuchte Nebel über Wald und Flur, der Wind heulte im fahlen Geäste der Buchen und Föhren, und schwere Regentropfen schlugen auf das weisse, braune Laub zu meinen Füßen. Im nächsten Frühjahr aber gedenke ich wiederum diese herbe durch ihre Einsamkeit liebliche Stätte zu besuchen, um hier oben ungestört zu träumen von jenen längstvergangenen glücklichen Zeiten der Ritterzeit, da das Dittborn schallte in diesen grünen Laubhainen und Frau Guta von Bleich den Falken auf den Handschuh nahm zur frischen, fröhlichen Reiberbeise.

Der Hofenknopf im Klingelbeutel

Von Paul Kirchhoff.

„Baltbajar“, sagt die Bäuerin Urschel zu ihrem Mann, „wir gedenken! Die Frucht steht so schön wie schier seit Menschengedenken nicht; das Zugvieh ist gut bekommen, am Mastvieh wabbeln die Schwärze. Baltbajar, wir müssen dem Herrgott dankbar sein. Gibst halt heut einen Groschen in den Klingelbeutel!“

Der Baltbajar-Bauer ist feiner von den gans Bernagelten, noch weniger freilich einer von den Hebergeschelten. Was die Denztranz anbetrifft, so geht er noch grad so mit. Warum macht er jetzt nicht sein pfiffiges Gesicht. Der Untertier, der ihm schon von Kindesbein her ein wenig herunterhina, kennt sich noch zwei oder drei Strich tiefer. Die Hände, die eben in der Kommode nach dem Gesangbuch kramen, fallen herab. Langsam, wie einer, dem eine wässige unerwartete und verblüffende Vöschhaft ward, dreht er sich nach seinem Weibe um. Und nach Art der Hebelhörigen und Bergariffstübigen drängt er Hebergeschelten, Erfraumen und Mistbilligum in einen fragenden Ausruf zusammen: „Hä?“

Die Urschel wiederholt ihr Erschrecken von der Dankbarkeit gegen Gott und von dem Groschen für den Klingelbeutel. Aber durchschlagende Ueberzeugungstrat hat auch diese Wiederholung keineswegs für den Baltbajar. Einem Groschen in den Klingelbeutel? Ist denn möglich? Soll mans denn wirklich glauben? Hat etwa sein Vater oder der Großvater je mehr gegeben, als einen Kreuzerweber und an ganz hohen Festtagen einen Fünfer — die Hofenknopf nicht gerechnet, die man hineinbringen ließ, wenns Kleingeld nicht grad bei der Hand war? Einen Groschen? Ja, ist

etwas von gelunden Bestand verholungen im Kopf? Das ist der Baltbajar macht ein recht strafenbes und überlegenes Gesicht, indem er den Untertier gewolliam hinaufschwängt und die flache, braune Stirn in Falten legt. Die ganze Heberlegenheit männlicher Einsicht über weibliche Wirrmaue kringt aus seiner Antwort:

„Ja, was ist denn jetzt das für eine neumodische Narbeit?“ Eine böse Kantippe ist die Urschel nicht. Niemand im Dorf könnte das von ihr sagen. Aber sie kennt ihre Mittel, wenn es gilt, einen Willen zu haben, und ihn durchzusetzen. Ueber der Nase hat sie eine kurze, kleine Falte und um den Mund zwei herbe Linien. Wenn die erscheinen, ist schlechtes Wetter im Saas. Und davon ängstets den Baltbajar schier mehr, als vor Sturm und Hagelschlag in der Natur. Wenn die Bäuerin dies Gesicht aufsetzt, verschlägt ihm die Rede.

Das Mundwerk seines Weibes aber ist nicht nur stets geläufig, sie findet auch meist das rechte Wort an rechten Ort. Ganz freundlich und gelind sagt sie ohne weitere Umschweife:

„Jetzt, gib mir mal deinen Geldbeutel her!“ Stillos und vergeblich müht sich der Bauer, ein gewandtes Widerwort zu finden. Kopfstülkelnd reicht er ihr den Beutel hin. Sie öffnet, nimmt einen blüßblanken Groschen heraus, drückt ihn dem Baltbajar in die Hand und birat das Geldstückchen unterm Brusttasch.

„So“, fügt sie mit aufmunterndem Nachdruck hinzu, — „Jetzt gehst du fein in die Kirch' und bestst auf ein Sprüchlein für mich und dann tußt den Groschen ins Dorsertäschlein. Wir sinds dem Heben Herrgott schuldig! Balt!“

Wenn sie nur nicht immer „Balt“ sagen wolle! Dann ist allemal aus mit jeder Gegentend — das weiß er aus Erfahrung — und die Diskussion ist absolut zu Ende. — In wiespältig vernormer Stimmung trollt sich der Baltbajar auf den Kirchweg. Er merkt wenig davon, daß die Kirchhengeloden in einem karblauen Sätsonnertag hineinläuten, daß der Duft der seifenden Heben fleißig und verbeßend im leeren Winde von den Feldern herzieht, daß der Sahn auf dem Kirchsturm, wie schon seit Tagen, auf gut Wetter steht. Ein dumpfer Wärmut nagt in ihm die Gerechtheit des Mannes, der sich von Frauenwitz überhöhet fühlt, beunruhigt in ihm zu ärgern. Einen Groschen in den Klingelbeutel. Solch eine närrische Idee kann auch nur ein Weibsbild ausgeben. Daß er auch nicht sofort die rechte Antwort gefunden hat. O, jetzt wüßte er schon, was er zu sagen hätte! Aber nun ist's freilich zu spät. Nur den einen Groschen hat er im Saas. Und mit der keeren Hand in den Klingelbeutel tuften, — nein, das geht nicht. Der Küster-Anton hat ein scharfes Aug' und ein feines Ohr. Und am andern Tag wär's im ganzen Dorf herum.

Dem Baltbajar ist noch nicht klarer ums Hera und Hirn, als er sich in der Kirchenbant niederläßt. Während zur braulenden Orgel der Gemeindegang erdröhnt, überhört er die Schär der Andächtigen. Hart und kontia boden sie da, Männer wie Weiber, die Gesichter auf heißen Häßen itrad gerabeaus auf Altar und Kanzel gerichtet. Ein gut Halbbusend ist darunter, deren Truben wohl ebenjo gefüllt sind wie die feimigen. Aber würden sie ihn nicht alle mit Grobheit und verächtlich bösem Gelächel anlassen, wenn sie erführen, daß seine Urschel eine neue, kostspielige Klingelbeutel-methode aufbringen will?

Ein paar Worte aus der Predigt des Geistlichen tönen an Baltbajars Ohr. Von der Nächstenliebe spricht der Herr Pastor mit rühmenden Worten und vom gehorsamen Ouerfium, der sein Gemüte in sich selbst findet. — Sollte denn am Ende die Urschel doch nicht so ganz Unrecht haben. Schwerkfällige und nicht ganz ohne Widerstreben wenden sich Baltbajars zäufällige Gedanken der Reberseite des Problems zu. Das ist wahr, es ist ihm und seinem Weib nicht schlecht gegangen all die Jahre her. Die Scheuern waren schier allzeit voll, und das Vieh hatte sein Gebelien. Und man soll sich nicht verdingen. Schließlich verweist sich ja auch das Weibsvolk besser auf die Himmels- und Herrgottsdinge, als ein Mannsbild, das sich halt immer mehr mit dem Irdischen befaßen muß. —

Wie nun aber der Küster-Anton aus der Sakristei kommt, und mit dem Klingelbeutel auf die vordersten Bänke aufschreit, befällt den Baltbajar von neuem eine peinliche Unruhe. Am Denken und Sinnieren ist ihm auf einmal nicht mehr zu tun — grad unbeabsichtigt fühlt er sich, als hab' ihm ein unrechter Bissen die Dämmer verdorben. Wie ein Schulbad, dem Strafe bevorsteht, rutzigt er auf seinem Platz hin und her. Eine fabrige Bewegung seines Ellboogens wirft das Gesangbuch zu Boden. Es tut einen lautschallenden Klaps, daß einige Köpfe sich wenden. Baltig blickt er sich. Da greifen seine suchenden Finger auf der Diele etwas Hartes, Rundes. Er hebt es vor die Augen: ein Hofenknopf!

Ja, was ist denn jetzt das? Ein paar Augenblicke ist dem Baltbajar ganz wirr und eisen zumute. Warum muß denn nun grad er jetzt in diesem Moment einen Hofenknopf finden? Ist das ein Zufall? Oder ist das etwa gar eine Prüfung und Bestimmung?

Noch bevor sich der Baltbajar über die Entscheidung dieser wichtigen Frage schlüssig werden kann, hält ihm der Küster-Anton den Klingelbeutel unter die Nase. Kaum merkbar zaubert der Bauer noch. Dann hebt sich einem zwingenden Deange folgend, die Hand, die hochben den unerwarteten Fund getan. Und mit leibschermern Klins fällt der Knopf zu den gesammelten Säcklein. —

Als der Geistliche den Ausgangsgegen spricht, lauscht der Baltbajar von aller Unrast befreit, mit friedlich andächtigen Gesicht den gewöhnlichen Worten. Am Hofenknopf ballt sich seine herbe Bauernfaust. Fest und zäh hält sie den blüßblanken Groschen wie ein wertvolles Kleinod. —

Herbst am Bodensee

Von Karl Birner.

Die Zeit der Ernte umschließt am See die schönsten Tage und Wochen des Jahres. Wenn im Norden Deutschlands die Nebel aufsteigen und sich mit dem Dunst der Fabriken und dem Rauch der Schöte — den Zeugen vom hohen Viede der Industrie — vermischen, sich atembeklemmend über Städte und Dörfer wälzen, dann lacht am See die Sonne in reiner Fracht. Und die Nebel, die dem See entsteigen, sind weiche Düngebilde wie der Rauch heiliger Feuer.

Schwer beladene Wägen schwanken über die Feswege; zuerst mit vollen Garben von goldenem Weizen und Korn, dann mit Säden voll roter und gelber Kerpel und Birnen und gelblichgrüner Erntartoffeln, dann mit gefüllten Bottichen erstarrpflur Weintrauben, und abermals später mit noch schwereren Ladungen der lebensnotigen Kartoffeln.

Und in derselben Reihenfolge die Verarbeitung. Zuerst Klappern in kleinen Orten noch die Fiegel der Drescher in den Tennen, und schlagen vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihre barten Melodien in den Tag. In den größeren Orten und Bezirken verheißt die Schwärzerei die Dreschmaschinen; damit ist viel Selbsteiges aber auch ebensoviel Schmerz und Beschwerliches der Dorfschaft genommen.

Dann machen die Döstmäulen. Das süßlich-saure starke Aroma des Döstrisses läßt das Wasser im Munde zusammenlaufen. Mit Schellengeläute holern die Weimostwaagen und Traubenwaagen in die Dörfer und Städtchen vor die Häuser der Wäner oder vor die gemeinschaftlichen Kellern. Rostete schütten dann das erstarrpflur Gemisch tonnenhochüber roter und weißer Rebenrind unter die Maschinenpressen und unter die Pressbalken handvererlicher Torseln. Diese Torseln, Baumpressen, sind oft schon dreihundert und vierhundert Jahre alt. Welch köstliche Tropfen sind schon unter diesem Druck herorgequollen! Aber nur dann, wenn vorher die Sonne ihre Schuldigkeit tat. Und nur dann, wenn vorher der Mensch die Stöde mit Arbeit und Mühe gedünat hat. Nach der Abend, dann liegt die Natur hier groß und gewaltig, träumerisch und wie abgelehnt. Die letzten Strahlen der Sonne leeren gelbrot auf den Schneefeldern. Und der See spiegelt das weite und hohe Bild des emigen Eiles wieder empor, sonnenwarm und sommerfröhlich.

Der Himmel glüht in morgenländischer Fracht, wenn sich die Herbstsonne nach West geneigt hat. Dieses Farbenpiel läßt sich nicht „berichten“, denn es wechelt und spielt in stetiger Bewegung bei scheinbar festem Stande. Herrschend ist das Rot als leuchtender Grundton; dann folgen: Zitronengelb, Bernsteinengelb, Orange, Scharlachrot, Purpur, Violett, Vektorot, Lauchrot, Rosa, Raurblau, Frauenblau, Apfelgrün, Lichtgrün, Oliv, Umbrabraun und verschobene Seria. Womit aber nur die Farben einiger Herbstminuten erfasst sind. Vom riefen Westen ausgehend spielen diese Farben über die scharfen Ufer der Seegebiete hinweg und über den See bis weit gen Osten. Und der See nimmt diese Farben auf und läßt sie auf seiner Oberfläche tanzen und schaukeln. Weiße Strecken glänzen wie ein Meer, durch das die abendlichen Nachtsternen sehen, deren Segel brennen.

Die Welt rüllet sich zur Ruhe und wir verspüren ihren schweren Atem. Erdschmagd und Seegeruch, Dichte jungen Weines und frischen Obles, Wärme lecher Sonnenstrahlen und Küße beginnenden Abends, das Bläseln der Wellen und der Schrei hungeriger Möven, — das alles schwingt und klinkt in diesen Atemflüssen herbstlichen Abends mit. Es schwinat, aber löstet nicht; es kringt, aber dröhnt nicht; es atmet. Rausam breitet sich die Dämmerung aus, lautlos gleiten bunte Väter zur Erde, langsam verlöschen die Farben, wie Sterne erwasen Nüchler am Ufer, Lichttrüben schlängeln sich schimmernd zur Tiefe, langsam und behäbig schraubten und stampfen die letzten Dampfer über den See.

Und die Abendgloden klinken. Vor nicht langer Zeit sandten sie ihre Sprache noch am hellen Tage über See und Land. Doch ging da ihre Stimme unter und wurde verlösch, aufgeschaut und blieb unbedar in der Freude des Sommerabends. Es ist Herbst geworden und die ehernen Munde erschallen schon zur nächstlichen Stunde. Jeder Ton fällt zur Erde, buchst über Gallen und Höfe, schwebt hinaus in den See, verhallt im Rahmen des Windes. Wo ist er? Vergangen wie der Sommer. Wie aber der Sommer die Früchte reifen ließ zur Ernte des Herbstes, so soll jeder Glodenton irgendwo in einem Herzen nachklingen als Mahnung, Tröstung, Erinnerung, Hoffnung. — Es ist Herbst geworden in der Natur und im Herzen.

Wie fröhlich aber gährt und gurret der neue Saft der Rebe und des Baumes in den Kellern. Er kocht aus sich, reinigt sich und baut und mauert an sich selber, bis er golden glänzt im Glase. Dies herbstliche Schaffen könnte auch Beispiel für Menschen sein.

Der Soldat Lacour

Vor einigen Wochen war er von der Disziplin-Kompagnie einer Strafbatallion, der früheren deutschen Arbeiter-Abteilung vergleichbar, in die 7. Kompagnie des 2. Fremdenregiments gekommen. Die Sergeanten rissen sich um ihn, denn es war bekannt, daß jene aus der Hölle Meriens Entlassenen die besten Fußer, Wäßer und Köpfe abgaben. Viele sind durch die weibliche Sauberkeit, durch die mannstafachen weiblichen Arbeiten unbewußt frauenhaft geworden. Das machte sonderbar an, wenn man bedenkt, daß kein weibliches Wesen sich droben in Et-Duse befindet, bei dem etwas abzuschaun wäre. Der Soldat Lacour kamme aus Suls unterm Wald, Drüben im Elsaß. War der Sohn einer Magd, deren Liebster sich

vor dem Kriege verheiratet hatte, aber wie ein wilder Mann, der sich nicht mehr an die Fesseln der Ehe gewöhnen konnte, so glaubte auch der Soldat Lacour aus dem berühmten Geschlechte gleichen Namens zu kommen. Di erzählt er von seinen Ahnherren, die in der Pitarde ihre Schloßer hatten. Von den Großen des Stammes, die um Frankreichs Könige waren schon gedient hatte, Luzienne war für die Garison am Mittelmeer schon längst kein Zuzunummer mehr gewesen; hier aber, im hohen Alts wurde sie noch hoch bewertet, hier galt sie noch für liebenswert mit ihren 32 Jahren. Lacour war stolz, als sie ihn zum Beschüher erkoren hatte. Kaum vernahm er, daß sie sich unglücklich fühlte in der Rue du bon Coeur, so gab er sich schon Mühe, ihr ein besseres Quartier zu besorgen. Die dicke Jüdin Sarah nahm Luzienne auf. Nun sah sie auf den Arabermarkt, der auf dem Erzerstierplatz war, sah in die Wäße hinein und auf die Dampfstraße, auf der abends die Legionäre müde entlangschlängeln mit der quälenden Sehnsucht, die jungen Männern oft zur Verzweiflung wird. Der Soldat Lacour hatte jetzt andere Sorgen. Während er früher vor seiner stolzen Herkunft erzählte, so vries er jetzt Luzienne, seine Geliebte. O, sie war nicht mit den anderen zu vergleichen! Sie nahm ja Geld, ariff auch einmal gern in fremde Läden; aber das brachte das Gewerbe mit sich. Hier in Auerien wird manches anders beurteilt, als im sittenstrengen Mutterlande. Auch war sie doch nun in den Jahren, wo manche ihrer Kolleginnen ihr Auskommen auf eine andere Art hatten. Lacour sollte ihr behilflich sein. In Bone, Moskamen oder sonstwo wollte man eine kleine Wirtschaft eröffnen. Am liebsten dort, wo man sie nicht kannte. Rame Kot ins Haus, so könne der frühere Beruf immer wieder erariffen werden. Lacour würde ein Auge oder alle beide abdrücken. Die dicke Sarah, auch Legionärs Mutter genannt, unterließ einen Kaufladen und zählte Soldaten an ihrer Kundschaft. Seit Luzienne bei ihr wohnte, ging das Geschäft flotter wie sonst. Lacour war in der Kompagnie für seine Geliebte, diese wieder im Laden für sich, so daß kein Mangel an Gegenteile herrschte. Noch zwei Jahre hatte der Soldat zu dienen. Eine lange Zeit des Wartens für Viebesleute! Schon jetzt legten die Weiden Geld zurück. Der Soldat Lacour brachte seine Löhnung und sein Putsgeid gewissenhaft ins kleine Stübchen zu Luzienne, wo sich Erdarbes mit Erliebtem vermengte.

Da geschah es, daß ein Detachement nach Taret sollte, dessen Führer der Adjutant Lacours war. Wiergleich Tage mußte man unterwegs bleiben. Lacour mußte mit, trotz Mühen und Fleiß. Er nahm Abschied von Luzienne. Sie gab ihm ein Paket Tabak auf den Weg; ein schöner Beweis ihre Liebe. Der Marsch nach Taret dünkte dem Soldaten Lacour eine Ewigkeit zu sein. Endlich war man da. Aber an eine Rückkehr war nicht zu denken. Das Batalion da oben hatte Verluste gehabt und das angekommene Detachement mußte die Lücken ausfüllen. Vor zwei Jahren konnte Lacour nicht mehr zum Stamm zurückkehren. Da blieb nur noch die Pflicht übrig. In einer Herbstnacht entloß Lacour, hatte nichts mitgenommen als nur den gefüllten Brotbeutel und die Feldflasche. Er machte den Weg, wozu sonst sechs Tage benötigt werden in vierem. Wie ein Raubtier umkreiste er das Häuserviertel, rückte immer näher an das Haus der Sarah, warf Steine gegen das Fenster, bis die Scheiben klinkten. Da erwaachte man im Haus und ließ die Hunde los. Die stellten den Soldaten, bis die Bewohner kamen, voran die dicke Sarah. Und nun erfuhr er mit Schrecken, daß Luzienne vor drei Tagen mit einer Karawane nach Sibus gezogen war. Sie hatte noch einen süßlichen Griff bei der Sarah getan gehabt, um unterwegs nicht in Ungelegenheiten zu kommen. Nun würde sie einem Harem einogeliedert werden, was schon längst ihr Wunsch gewesen sei. Lacour benahm sich bei dieser Nachricht wie ein dummer Junge. Er wollte die Gendarmerie benachrichtigen, doch die kam jetzt von selbst und kieferte ihn in der Kaserne ab. Sechs Wochen Arrest erhielt er für seinen Gewaltmarsch und Rückberückung in die Disziplin-Abteilung. Zum ersten Mal im Leben hatte er geliebt, und das Unglück wollte, daß es eine Soldatendame war, und von dieser Sorte ist nur auf Gegenteile zu hoffen, wenn ihr mit Geld immer wieder nachgeholfen wird. Der Soldat fand sich ab mit diesem Ereignis als ein echter Lacour. Seinen Unglückscollegen droben in Et-Duse erzählte er romantische Geschichten von seiner Liebe und bedauerte, daß sein Geschlecht es ihm verbot, derselben die Geschichten zu wiederholen. Wieder spielte er sich als der stolze rumwälder Vorfahren auf. Das war kein einziger Trösch, den ihm niemanden nehmen konnte. Verzeihle andere Menschen die Liebe, so machte ihn sein Wahn und die erlebte Enttäuschung zu einem Mitglied jener Kategorie von Menschen, denen eine holde Würstigkeit Leben bedeutet.

Karl Salin.